Rezensionen

Autor(en): **Hitz, Florian / Egloff, Peter / Flury, Johannes**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): **- (2011)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

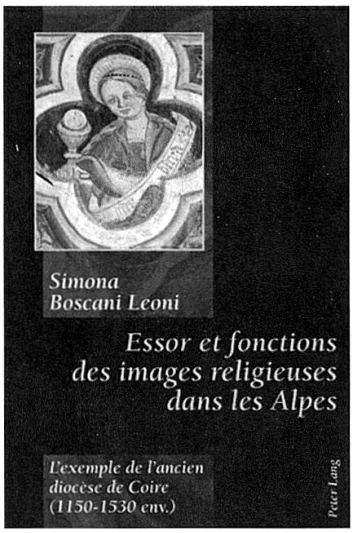
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Rezensionen

Blütezeit der Heiligenbilder

Simona Boscani Leoni. Essor et fonctions des images religieuses dans les Alpes. L'exemple de l'ancien diocèse de Coire (1150–1530 env.). Peter Lang, Bern [u. a.], 2008. 702 Seiten; 45 Farbtafeln und zahlreiche sw-Abbildungen. ISBN 978-3-03911-167-1.



Vorzustellen ist die Buchausgabe einer an der École des hautes études en sciences sociales (EHESS) in Paris eingereichten Dissertation, die von Jean-Claude Schmitt und Jean-François Bergier (†) betreut wurde. Die beiden Gutachter stehen für eine methodische Verbindung von Kultur- und Sozialgeschichte und damit für jene bewusste Multiperspektivität, wie sie auch Simona Boscani Leonis Arbeit auszeichnet.

Kirchliche Aussenfresken in den Alpen

Mittelalterliche Malereien an Aussenwänden von Kirchen gelten als charakteristisch für alpine und voralpine Gegenden; doch für den südwestlichen Abschnitt der Ostalpen, die Diözese Chur, sind sie bisher nicht systematisch erforscht worden. Einen Überblick über die materielle Grundlage der vorliegenden Untersuchung gewährt der Anhang des Buchs mit Listen, Tabellen, Karten und Farbfotos. Die Wandgemälde werden dabei nicht nur geographisch verortet, sondern auch verknüpft mit ihren sozialen Entstehungsbedingungen: Kirchenpatronate, Stiftungen, Baumassnahmen an Kirchen sowie Altar- und Kirchweihen. So ist zu erfahren, an welcher Kirche Bruderschaften bestanden, und wer – adliger Patronatsherr oder Gemeinde – die Kontrolle über die Kirchengüter innehatte.
Zu den gemeinsamen Merkmalen von Fresken an Kirchenaussenwänden gehören ihre gute Sichtbarkeit vom Dorf und vom Verkehrsweg aus. Für möglichst viele Betrachter sollte sich «une relation immédiate avec l'image» ergeben, sei es im Rahmen des pfarreichlichen Lebens oder auch durch individuelle Kontemplation. Diese «efficacité des images» erforderte die Beachtung gewisser bildnerischer Konventionen wie Grösse des Formats oder Vertikalität der Komposition. Auf eindrucksvolle Fernwirkung bedachte hieratische Darstellungen überwogen gegenüber klein-

teiligen, narrativen Szenen. Abbildungen einzelner Heiliger weckten die Empathie der Betrachter und gewährleisteten «la présence constante d'images protectrices».
Mit diesen Charakteristika unterscheiden sich die kirchlichen Aussenfresken des Alpenraums von denjenigen Osteuropas: der Bukowina, Armeniens und Russlands. Während im Osten thematische Zyklen dominieren, die jeweils im Zuge des Kirchenbaus bzw. unmittelbar nach dessen Vollendung geschaffen wurden, entstanden die Wandmalereien des Westens aus diversen Anlässen und über längere Zeiträume hinweg, vom 12. bis ins frühe 16. Jahrhundert. Bilder aus verschiedenen Epochen, die am gleichen Bau oder gar auf der gleichen Wandfläche vereint sind, zeigen natürlich kein einheitliches Kompositionsprinzip. Sie verraten vielmehr die sich ablösende Hegemonie verschiedener Auftraggeber.

Politisch-gesellschaftliche Entwicklung

Damit sind jene gesellschaftlichen Fragen berührt, denen Simona Boscani Leoni stets ein besonderes Augenmerk schenkt. In ihrer «polyvalence religieuse et politique» sollen die Wandbilder des alpinen Raums «rendre visible le sacré», zugleich aber auch «rendre perceptible une présence politique». Sie sind nicht nur Äusserungen eines bestimmten Kunststils (Gotik, mit ihren betont visuellen, figurativen Auffassungen) oder eines bestimmten Frömmigkeitstypus (Volksfrömmigkeit, mit ihrer Betonung der Christus-Andacht), sondern immer auch Ausdruck eines politischen Anspruchs.
Die Untersuchung findet daher auf zwei Ebenen statt: einerseits auf einer kunststatistischen, wo es um die zeitliche und räumliche Verteilung bestimmter Bildthemen und -themengruppen geht; andererseits auf einer sozialen, wo nach den Stiftern, Künstlern und Betrachtern gefragt wird. Aus der Verbindung der beiden Dimensionen erwächst ein funktionaler Ansatz: «La fonction religieuse, sociale, politique, parfois aussi ‹magique› des peintures murales» bildet das hauptsächliche Erkenntnisinteresse des vorliegenden Buchs.
Die Autorin referiert zunächst die Verfassungsgeschichte des Untersuchungsgebiets, wobei sie die einschlägige Literatur lückenlos in den Fussnoten verzeichnet. Die alte Diözese Chur umfasste, über Graubünden hinaus, die nördlich anschliessenden Abschnitte des Alpenrheintals, die Täler der Seez und der Linth, das südliche Vorarlberg, das oberste Inntal sowie das Etschtal bis vor

Meran. Dieser ganze Raum, Churrätien, war im 10. Jahrhundert dem Herzogtum Schwaben unterstellt und in drei Grafschaften gegliedert, welche die vorliegende Untersuchung als «macro-régions» unterscheidet: Oberrätien (Graubünden bis zur Landquartmündung), Unterrätien (mit Maienfeld, vielleicht auch mit dem Prättigau) und Vinschgau (mit dem Unterengadin).
Im Spätmittelalter vollzog sich sowohl in Vorarlberg wie in Tirol eine Territorialisierung der Herrschaftsstrukturen: Die Grafen von Montfort und von Werdenberg bzw. die von Tirol errichteten ihre Landesherrschaften. Dabei ging die Grafschaft Vinschgau in der Grafschaft Tirol auf. Im 14. Jahrhundert beerbten die Habsburger die Landesherren dies- und jenseits des Arlberg wie des Reschen. In Oberrätien hingegen, wo die Grafschaftsstrukturen schon früh zerfallen waren, blieb der Bischof von Chur der bedeutendste Territorialherr. Er wurde allerdings von etlichen hochadligen Dynasten konkurrenziert, die dem Hochstift als Vögte dienten und es zugleich befehdeten.
Die Instabilität der Herrschaftsverhältnisse förderte die Gemeindebildung. Ab dem 13. Jahrhundert treten die alpinen Kommunen auf, zunächst vor allem als Nutzungsgenossenschaften im Ausbaugebiet. Doch bald übernahmen sie auch eigentlich politische Funktionen. Sowohl in Tirol wie vor allem in Vorarlberg gehörten die ländlichen Gemeinden zu den Landständen. Und in Graubünden kam es sogar zur Staatsbildung durch kommunale Verbände.

Kirchliche Entwicklung

Die gesellschaftliche Entwicklung äusserte sich auch in der Kirchenorganisation. Im 12. und 13. Jahrhundert wirkte der aus der Armutsbewegung entsprungene Impuls in den Niederlassungen der Reform- und Bettelorden sowie in Beginengründungen. Konvente, Hospize und laienfromme Hausgemeinschaften blieben allerdings auf die wenigen alpinen Städte und auf die an Transitrouten liegenden Ortschaften konzentriert. Das gleiche gilt für die nunmehr aufblühenden Wallfahrtsorte.
Ein breiter angelegter und tiefer greifender Transformationsprozess ist für das 15. Jahrhundert zu beobachten: «la Kommunalisierung de l'Eglise», wie man es mit Peter Blickle wohl nennen darf. Der Vorgang entsprach einer Christianisierung von unten. Das Kirchenvolk verlangte nach evangelischer Predigt und, in pragmatischer Hinsicht, nach der Kontrolle über die örtlichen Pfrün-

den und den dazugehörigen Klerus. Solche Pfründen wurden nun in grosser Anzahl erst gegründet: Gemeinden stifteten Kapellen und liessen diese zu Pfarrkirchen erheben. Die Tradition feudaler Eigenkirchen und adliger Stiftungen wurde damit auf einer anderen sozialen Ebene abgelöst.
Die kirchliche Kommunalisierung war eng mit der politischen Gemeindebildung verknüpft. Ihren Höhepunkt fand diese doppelte Dynamik im frühen 16. Jahrhundert. Mit dem Bundsbrief der Drei Bünde, aufgesetzt zu Ilanz 1524, ereignete sich im Schosse des bündnerischen Bündnisgeflechts «la naissance d'un état unitaire» (wobei das Adjektiv allerdings missverständlich ist). Und mit den Ilanzer Artikelbriefen von 1524/26 sicherten sich die Bündner Gemeinden nicht nur das Recht auf die freie Pfarrer- und damit letztlich Konfessionswahl, sondern sie verschafften sich auch Zehntfreiheit und versetzten der bischöflichen Territorialgewalt einen vernichtenden Stoss. Diese vor dem allgemeinen Hintergrund von Gemeindereformation und Bauernkrieg stehenden Vorgänge fanden ihre Tiroler Parallele in den Meraner Artikeln von 1525, denen die folgende Entwicklung allerdings utopischen Charakter zuwies. In Vorarlberg hingegen war die kommunal-kirchliche Bewegung kaum reformatorisch legitimiert: Die Erweiterung der gemeindlichen Rechte an den Pfarreien kam da ohne diesen «support idéologique» aus.
Der kommunalen Bewegung setzten die Churer Kirchenfürsten und Landesherren ihre territorial vereinheitlichenden, zentralisierenden und disziplinierenden Bemühungen entgegen. Mit dem Erlass einzelner Dekrete sowie ganzer Sakramentsordnungen und Synodalstatuten versuchten die Bischöfe Ortlieb von Brandis (1458–1491) und Heinrich von Hewen (1491–1505) die klerikale Gewalt zu stärken und die Diözesanhierarchie zu stützen.

Die Auftraggeber der Bilder

Als Mittel zur Erreichung dieser Ziele, als ein Propagandainstrument in der Kirchenöffentlichkeit, sollten den Oberhirten auch Wandbilder dienen. Bischof Ortlieb lässt 1478 sein Wappen und einen Bilderzyklus im Inneren der Kirche San Gian in Celerina anbringen; 1481 sein Wappen mit Heiligen- und Stifterfiguren aussen über das Portal der Kirche von Bondo malen. Während aber die Aufträge, die dieser Prälat in den 1480er-Jahren für die Kathedrale in Chur erteilt – Sarkophag, Tabernakel und Schnitzaltar –, vor allem seinem eigenen Ruhm und Andenken dienen,

tritt in Bondo auch der damalige Podestà des Bergell, Antonio von Salis, samt Familienwappen im Wandgemälde auf, und zwar gleich neben dem heiligen Antonius. Bischof Heinrich, der sich im Vorfeld des Schwabenkriegs immer mehr mit dem Gotteshausbund zerstreitet, lässt 1497 sein Wappen nebst einem sieghaften Ritter St. Georg an die westliche Aussenwand der Kirche von Almens malen – eine deutliche «déclaration de pouvoir» (wobei die Zugehörigkeit der Freiherren von Hewen zum schwäbischen Adel und zu dessen Ritterbund mit St. Jörgenschild für die Autorin nicht ins Gewicht fällt).

Der Abt von Churwalden verewigt 1511 sein Wappen nebst dem des Zehngerichtebundes und jenem der Herrschaft Österreich am Turm der Klosterkirche. Der Abt von Marienberg im Vinschgau kombiniert dagegen um 1525, mitten in der Reformationszeit, sein Wappen am Turm der Pfarrkirche Burgeis allein mit dem Abzeichen Österreichs, ohne den Bischof oder gar den Gotteshausbund mit zu berücksichtigen.

Bei weltlichen, laikalen Auftraggebern ist zwischen Adelsfamilien und Gemeinden zu unterscheiden. Erstere lassen die frommen Malereien gern mit Stifterbildnissen und Familienwappen, oft auch mit Inschriften, ergänzen. Ihnen geht es demnach vor allem um repräsentative Selbstbestätigung und politische Legitimation. Dagegen bleiben die kommunalen Aufträge in der Regel «stumm». Hinter kollektiv-anonymen Stiftungsakten stehen das Bedürfnis nach Schutz im Alltagsleben und der Versuch zur Bewältigung der Jenseitsangst, sowohl durch die Fürbitte der Heiligen wie auch durch gute Werke.

Die expliziten Aufträge, die gekennzeichneten Stiftungen machen in Oberrätien nur ein Viertel der Wandmalereien aus; im Vinschgau dagegen die Hälfte. Der Vinschgau erscheint als ausgeprägte Adelslandschaft: Neun von insgesamt 17 Malereien mit Wappendarstellungen sind hier zu lokalisieren. Letztlich spielen aber laikale Auftraggeber in Graubünden doch die wichtigere Rolle als in Tirol. Dies wegen der Gemeinden, die in Graubünden 15 von insgesamt 38 Malereien stiften – und in Vorarlberg sogar drei von sieben, während der entsprechende Anteil im Vinschgau nur fünf von 31 beträgt.

Die gemeindlichen Bilderstiftungen häufen sich ab 1450, zusammen mit Bestellungen von Schnitzaltären und Aufträgen für ganze Kirchenbauten. Diese Initiativen entsprechen der typisch spätmittelalterlichen Laienfrömmigkeit und dem erwähnten Bestreben der Nachbarn, die Kontrolle über die Pfarrei zu gewinnen – eine Tendenz, die in Graubünden übrigens nicht allein

gegen den Bischof, sondern oft auch gegen anderweitige Patronatsherren gerichtet ist: gegen ein mächtiges Kloster oder gegen einen weltlichen Landesherrn.

Themen und Funktionen der Bilder

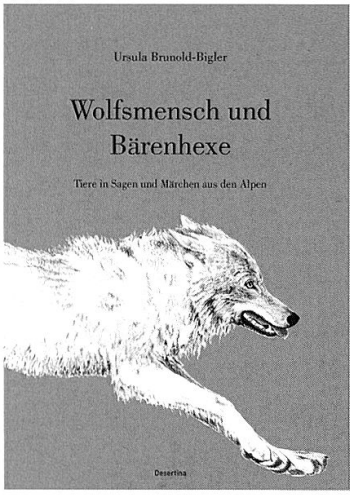
In thematisch-ikonographischer Hinsicht überwiegen bei den rätischen Aussenfresken die den Kontakt zwischen Dies- und Jenseits vermittelnden «images médiatiques». In über 70 % der Malereien figuriert ein Schutzpatron. Sodann wird Christus dargestellt, etwa im Garten Gethsemane, in der Kreuzigung oder bei der Kreuzabnahme, als Pietà, als Schmerzensmann oder im Jüngsten Gericht. Und erst in dritter Linie erscheint die Muttergottes, sei es in einer Pietà, bei der Verkündigung oder mit Anna selbdritt. Die Neigung zu christologischen Sujets entspricht dem zeittypischen Frömmigkeitsstil, der die Meditation über die Passionsgeschichte pflegt. Besonders zu erwähnen ist der Bildtypus des Feiertagschristus: ein von Alltagsgeräten wie von Marterwerkzeugen umzingelter Schmerzensmann. Der herzbewegende Anblick sollte das Volk am Feiertag von werktäglichen Verrichtungen ab- und zum Gottesdienstbesuch anhalten. Die so populär anmutende Darstellung war in Wirklichkeit ein klerikales Disziplinierungsinstrument. Feiertagschristus-Darstellungen sind vor allem im Alpengebiet, und nicht zuletzt in der Diözese Chur, erhalten.
Die im Vergleich mit dem Veltlin und dem Tessin schwache Präsenz der Jungfrau Maria in den rätischen Aussenwandbildern – sie erscheint dafür regelmässig in den Schnitzaltären – ist mit dem verhältnismässig geringen Einfluss der Bettelorden in Rätien zu erklären. Dasselbe gilt für das eschatologische Motiv des Totentanzes.
Unter den Schutzheiligen ist Christophorus eindeutig der populärste. Er prangt an einem Drittel der freskentragenden Kirchen des Bistums Chur und rangiert damit noch vor den jeweiligen Titelheiligen dieser Gotteshäuser, die dafür in den Schnitzaltären ihren reservierten Platz haben. Frontal und monumental dargestellt, starren Blicks, beschützt Christophorus die Passanten vor Unglücksfällen, Krankheit und frühem Tod. Keiner der mehr als vierzig Glaubenshelden und -zeugen, welche die Wandgemälde ausser ihm bevölkern, zeigt eine ähnlich universelle Eignung. Dabei haben die meisten von ihnen ebenfalls universalen Charakter, werden sie doch auch ausserhalb Rätiens verehrt, indem sie etwa (wie Christophorus selbst) zu den Vierzehn Nothelfern zählen.

Überraschend ist demgegenüber die ganz geringe Häufigkeit, mit der die Churer Bistumspatrone – Luzius, Emerita und Florinus, nebst Sigisbert und Placidus – in den Wandbildern vorkommen; dies wieder im Unterschied zu den Schnitzaltären. Die rätischen Landesheiligen waren, wie Simona Boscani Leoni erklärt, gewissermassen Geiseln der bischöflichen Zentralgewalt bzw. der grossen Adelsfamilien. Mit sehr scharfsinniger Argumentation zeigt die Autorin, dass der heilige Luzius in den schwer zu deutenden Fresken am Turm der alten Pfarrkirche St. Martin zu Ilanz figuriert, und dass es sich bei den Auftraggebern dieser Malerei um die Stadt- und Kirchenherren, die Grafen von Sax-Misox, gehandelt haben muss. An anderen Punkten des Saxer Herrschaftsgebietes war St. Luzi schon zuvor an der Kirchenwand erschienen. In Ilanz liess die Grafenfamilie 1455 einen ihrer Angehörigen zum Priester wählen, nachdem sie – wie ihr Wappen im Inneren bezeugt – die Erweiterung der Pfarrkirche finanziert hatte. Die Saxer hatten es um diese Zeit auf den Churer Bischofsstuhl abgesehen (den dann allerdings Ortlieb von Brandis besteigen sollte).
Simona Boscani Leoni gelingt es auf überzeugende Weise, das alte Bistum Chur als «un laboratoire d'expériences artistiques variées et originales» zu charakterisieren. Mit viel Spürsinn und methodischer Konsequenz führt sie die Eigenart und innere Vielfalt dieser sakralen Kunstlandschaft auf eine differenzierte soziale Basis, auf die divergierenden Interessen und Intentionen der Akteure zurück. So erweist sich Kunstgeschichte als Gesellschaftswissenschaft im Vollsinn des Wortes.

Florian Hitz

Das Tier und wir

Ursula Brunold-Bigler. Wolfsmensch und Bärenhexe – Tiere in Sagen und Märchen aus den Alpen. Mit Illustrationen von Veronika Übersax. Verlag Desertina, Chur, 2010, 296 Seiten. ISBN 978-3-85637-388-7



Es ist keine vierzig Jahre her. Kurz nach Mariä Himmelfahrt, nach «Sogn Vilan», wie man in der katholischen Surselva auch etwa zu sagen pflegte, begegnete der Schreiber dieser Zeilen seinem Maiensäss-Nachbarn und Freund, einem tüchtigen Oberländer Braunviehzüchter, der seine Kühe und Rinder alle beim Namen rief. Der Mann hatte den regionalen kirchlichen Feiertag nach Jahren wieder einmal für eine Einkaufsfahrt ins Churer Warenhaus genutzt – und berichtete nun sichtlich aufgewühlt und im Tonfall echten Abscheus, dass er in der dortigen Lebensmittelabteilung ein mächtiges, übervolles Gestell mit bunten Konservendosen gesehen habe, deren Inhalt aber sage und schreibe für Katzen und Hunde bestimmt gewesen sei. Und ja, er frage sich, ob die Welt nun endgültig am Durchdrehen sei!

Heute wäre der verstorbene Nachbar in jedem Dorfladen der Surselva mit einem solchen Gestell konfrontiert, mit Lachs, Geflügel, Rind für wählerische Büsis und Bellos abwechslungsreich bestückt und gut frequentiert – ein Beispiel für den raschen Wandel, dem die menschliche Einstellung zum Tier bisweilen unterliegt.

Dass es aber auch genau umgekehrt sein kann – dass Vorstellungen und Vorurteile über Tiere durch viele Jahrhunderte weitergeschleppt werden und das Fühlen und Denken der Menschen ungeachtet aller objektiven äusseren Veränderungen bestimmen – das vor allem zeigt mit einer Fülle von interessantem Material das neue Buch von Ursula Brunold-Bigler. Die Autorin begibt sich darin auf die Suche nach den Spuren, welche Rind, Ziege, Schaf, Schwein, Hund, Katze, Fuchs, Bär und Wolf und ein Dutzend weitere Tierarten bis hinunter zur Fliege in der volksliterarischen Tradition des Alpenraumes hinterlassen haben.

Bereits 1997 hat Brunold-Bigler den wichtigen Band *Hungerschlaf und Schlangensuppe – Historischer Alltag in alpinen Sagen* publiziert. Dezidiert wendet sie sich darin gegen die nach wie vor populäre Vorstellung von den Alpen als einer Konservierungslandschaft urtümlicher Relikte, einem Hort von aus grauer heidnischer Vorzeit rein mündlich tradierten Erzählstoffen. Sie zeigt auf, wie im 19. und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in der Schweiz unter dem Einfluss der deutschen Romantik und insbesondere der Brü-

der Grimm Sagen nicht nur gesammelt und für den Druck bearbeitet, sondern als vermeintliche Relikte einer prähistorischen Naturreligion auch «sakralisiert» und damit einer Betrachtung als historische und kommunikative Phänomene recht eigentlich entzogen wurden. Diese «gewaltsame Naturalisierung der Geschichtlichkeit» setze eine «systematische Planierung des historischen Reliefs der Texte» voraus, die sozialhistorische Komplexität der Produktion und Tradierung werde aus der Interpretation ausgeklammert. Brunold-Biglers Erkenntnisinteresse zielt darauf, «die in alpinen Regionen gesammelten Sagen auf den Boden der Sozialgeschichte herunterzuholen» und «als Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster von Wirklichkeit» in konkreten geographischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Zusammenhängen zu verstehen. «Im Zentrum [der Publikation von 1997] stand die erzählerische Verarbeitung des von Naturkatastrophen, Unterernährung, Armut und Krankheiten bedrohten Alltags der Menschen. Fragen nach deren Verhältnis zu den Tieren konnten allerdings nur am Rande berücksichtigt werden. Ziel des vorliegenden Buches ist es, diesen Mangel zu beheben.»
Die historischen Tradierungslinien, welche die Autorin aufzuzeigen unternimmt, reichen sehr weit, z. T. Jahrtausende zurück. Aber eben nicht in eine keltische oder rätische Mythologie, sondern in den jüdisch-christlichen Bereich, indem die überwiegende Mehrheit der Volkserzählungen «sowohl die Einstellung der Bibel zu den Geschöpfen als auch die darauf basierenden Denkstrukturen mittelalterlicher Schöpfungstheologie bis ins 20. Jahrhundert hinein konserviert haben.» Aber, und damit sei die wichtigste Erkenntnis der Autorin vorweggenommen: Hinweise auf eine Sorge um das Wohl der Tiere, auf Achtung vor den Mitgeschöpfen seien in den untersuchten Texten ausgesprochen spärlich. Die frühchristliche gegensätzliche Sehweise der Tiere, so Brunold-Bigler, orientiere sich am 3. Buch Mose, dem Leviticus, wo die Scheidung der Tiere in rein und unrein vorgenommen wird. Die Ächtung der unreinen Tiere blieb auch bestehen, nachdem das Urchristentum die mosaischen Speisegesetze aufgehoben hatte. Das Spätmittelalter wiederum wies den Sieben Kardinaltugenden wie den Sieben Todsünden Symboltiere zu. Während aber erstere, wie die Autorin konstatiert, in den «überwiegend pessimistischen Denkstrukturen der Sage» keinen Platz gefunden hätten, sei das «Arsenal an Lastertieren» in den Volkserzählungen sehr präsent. Ihre Erklärung: «Die christliche Unterweisung hatte eben stets ihr Augenmerk stärker auf die Schwachheit des Menschen als auf seine Stärken gerichtet.»

Unschwer kann die Autorin gerade am Beispiel der Sieben Todsünden und ihrer Symboltiere auch nachweisen, dass Sagen und Märchen kein über die Jahrhunderte rein mündlich überliefertes Gedankengut sind, sondern Produkte semiliterarischer – oder wenn man will – semioraler Prozesse, d.h. Resultat eines Hin und Her zwischen schriftlicher Fixierung und mündlicher Weitergabe und Weiterentwicklung, wobei die Kirchenkanzel vermutlich wichtiger war als das oft bemühte trauliche Ofenbänkli.
Aber nicht nur das geschriebene und gesprochene Wort beförderte die Überlieferung – die griechisch-römische Antike hat im alpinen Sagengut auch Spuren hinterlassen, indem z.B. der Hirtengott Pan und die Satyr-Gestalten die christliche Ikonographie des Teufels beeinflussten, welche ihrerseits auf das volkstümliche Erzählen einwirkte. Was beispielsweise dazu geführt habe, dass 1798 die Hergiswiler den einmarschierenden Franzosen zuerst auf die Stiefel guckten im Glauben, die verhassten Besetzer müssten Bocksfüsse haben! Während die alte christliche Theologie und in ihrer Nachfolge die Volkserzählung dem Ziegenbock, Teufelsgeschöpf und seit eh und je Symbol der Geilheit, offenbar nie Gutes abgewinnen konnte, galt die Ziege zwar auch oft als «Schelmentier», erfuhr aber gelegentlich eine gewisse Wertschätzung als «Kuh der Armen» oder konnte manchmal (wie Kröten, Fliegen und sogar Schlangen) auf einen gewissen Schutz vor Misshandlung hoffen, sofern man sie in einem katholischen Kontext als Verkörperung einer büssenden Armen Seele betrachtete.
Brunold-Biglers Untersuchung beschränkt sich auf den Alpenraum und das Material der «klassischen» Sagen- und Märchensammlungen. Ihre Erkenntnisse lassen aber vermuten, dass eine Ausweitung der Fragestellung auf «urban legends», auf die modernen, oft auch in den Medien kolportierten Stadtsagen ein interessantes Unterfangen wäre. Widersprüche und gegenläufige Bewegungen im Umgang mit dem Tier lassen sich ja heute wie eh und je beobachten. Der eine Bergbauer setzt auf Hochleistungskühe und Embryo-Transfer, während sein Nachbar «Pro Specie Rara»-Mitglied ist und sich auf Rätisches Grauvieh und den Natursprung zurückbesinnt. Wir Nichtbauern füttern unseren vierbeinigen Liebling mit Dosenfleisch und verdrängen die tagtägliche Tragödie der industriellen Tierproduktion, welche beim seit dem 3. Buch Mose «unreinen» Schwein ihre übelsten Blüten treibt. Man fürchtet sich zusammen mit «Blick» vor dem bösen Wolf oder steckte am Ofenpass im Stau, als im Schweizerischen Nationalpark das Angstlusterlebnis einer Begegnung mit dem unglücklichen JJ3 winkte. Und jetzt können wir bei Ursula Brunold-Big-

ler nachlesen, in welch langer Tradition wir mit solchen Ambivalenzen stehen. Ihr Fazit ist ernüchternd: «Von einem gleichsam paradiesischen Verhältnis von Menschen und Tieren in den seit dem Frühmittelalter christianisierten Alpen kann [...] keine Rede sein. Die bemühte Suche nach dem Teufel und den Sünden im ‹Buch der Natur› wurde allemal als bedeutsamer eingestuft denn ein versöhnliches Verhalten der Menschen zu seinen Mitgeschöpfen. Es bleibt nur zu hoffen, dass die immer noch idyllisierten Alpen auch für die Tiere ‹Orte guten Lebens› werden.»
Der von Veronika Übersax adäquat illustrierte Band dokumentiert nach der Einleitung jedes Tier-Kapitels zahlreiche Sagen im vollen Wortlaut und ist deshalb auch für ein sageninteressiertes Laienpublikum als Lese- und Vorlesebuch attraktiv. Es wäre schön und sehr zu wünschen, dass so, quasi nebenbei, eine breitere Leserschaft mit den neueren Ansätzen und Fragestellungen der historischen und vergleichenden Erzählforschung in Berührung käme.

Peter Egloff

Graubünden als Modellfall – Bemerkungen anhand einer neueren Reformationsgeschichte

Thomas Kaufmann. Geschichte der Reformation. Verlag der Weltreligionen, Frankfurt a. M. 2009. 954 Seiten. ISBN 10 3458710248.

Diarmaid MacCulloch. Die Reformation 1490–1700. DVA, München, 2008. 1024 Seiten. ISBN-10 3421059500.

Die grossen Reformationsjubiläen, welche in den kommenden Jahren zu begehen sein werden und deren Vorbereitung in Deutschland schon auf Hochtouren läuft, werfen ihre Schatten voraus: In Erfurt und Wittenberg beispielsweise ist 2017 ein mit Projekten, Kongressen und Veranstaltungen heute schon gut gefülltes Datum. Spürbar ist dies auch in der wissenschaftlichen Literatur. In den letzten Jahren sind erfreulicherweise wieder grosse Gesamtdarstellungen der Reformationszeit und -geschichte erschienen. Der Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann hat 2009 eine Geschichte der Reformation herausgegeben, sein Oxforder Kollege Diarmaid MacCulloch 2003 ein in jeder Hinsicht gewichtiges Buch: Die Reformation 1490–1700, 2008 ins Deutsche übersetzt.
Die parallele Lektüre dieser beiden Werke ist ein faszinierendes Unternehmen. Geht Kaufmann gewissermassen traditionell vor und widmet Martin Luther eine umfangreiche biographische und theologische Skizze, neben welcher Zwingli und Calvin deutlich als Reformatoren «zweiter Ordnung» auftauchen, so schlägt MacCulloch ungewöhnlichere Wege ein. Dies ist denn auch der Grund, weshalb sein Werk für Graubünden von einigem Interesse ist. Dieser Hinweis will denn auch nicht eine eingehende Besprechung dieses Werkes sein, sondern einzig auf seine Einschätzung und Wertung der Bündner Reformation aufmerksam machen.
Schon der Zeitraum, den MacCullochs Darstellung umspannt, ist ungewöhnlich (Kaufmann schliesst mit dem Augsburger Religionsfrieden und der Verfestigung der Konfessionskulturen im Laufe des 16. Jahrhunderts), ebenso ungewöhnlich ist auch das Interesse des Autors für die «Ränder» Europas und die jeweils besonderen lokalen Wege, welche der reformatorische Aufbruch in diesen Gebieten genommen hat. Dazu gehören z. B. Schottland, Siebenbürgen, Polen-Litauen und eben auch Graubünden. Nur schon die Tatsache, dass Graubünden mehrere Male erwähnt wird, überrascht in einer Gesamtdarstellung der Reformation. Noch mehr, dass Graubünden für MacCulloch so etwas wie einen Modellfall gemeindlicher Reformation darstellt und noch mehr,

dass für ihn die Umsetzung der Bündner Reformation bei allen Schwierigkeiten zu einem in seinen Augen exemplarischen Zusammenleben beider Konfessionen auf engstem Raum geführt hat.
Kaufmanns Besonderheit liegt in der zum ersten Mal derart umfassenden Berücksichtigung der damals so populären Flugschriften, welche es erlauben, gleichsam eine Sicht der Reformation von unten zu präsentieren, wurden diese doch auf Märkten und Messen vertrieben und richteten sich an die grosse Masse, wollten die Drucker mit den Flugschriften doch gutes Geld verdienen. MacCullochs Besonderheit darin, dass er zeigt, wie sich innerhalb weniger Jahre ein zum Teil fast unterirdisches Geflecht von jeweils wieder ganz anderen Ausprägungen der konfessionellen Situation ergibt, die sich nicht nur auf die grossen Stätten und Länder der Reformation beschränken.
MacCulloch unterscheidet zwischen religiöser Toleranz und religiöser Freiheit. Toleranz ist nach seiner Definition «ein nur widerwillig gemachtes Zugeständnis, das eine Gruppe aus der Position der Stärke heraus gewähren kann.» Religiöse Freiheit hingegen «schafft eine Situation, in der alle religiösen Gruppen auf gleicher Basis miteinander konkurrieren.» Diese Freiheit sieht MacCulloch in den amerikanischen Kolonien Englands verwirklicht, wie zum Beispiel in Pennsylvania, dies auf der Basis von Vorläufern in Mitteleuropa. Und als ein solcher Vorläufer wird von ihm immer wieder Graubünden angeführt.
Zwar ist Graubünden nach MacCullochs Darstellung damals eine Ansammlung von «abgelegenen und erschreckend armen Tälern», was aber den Vorteil hatte, dass sich «die Kirchenoberen und der Adel erstaunlich selten in die Belange der Gemeinden» einmischten und die Gemeinden bereit waren, neue Pfarreien zu gründen und Kirchenbauten zu finanzieren. Er denkt dabei wohl an die Kirchenbau-Welle um die Schwelle zum 16. Jahrhundert. MacCulloch nennt diese Bewegung, dass Jahre vor der eigentlichen Reformation Gemeindekirchen entstehen, «eine Art regionaler(n) Konziliarismus», nicht nur, aber in besonders auffälliger Weise in Graubünden verwirklicht.
In der Folge kommt er auf die Ilanzer Disputation zu sprechen, welche als Konsequenz den zwar nicht einzigen, aber doch europäischen Ausnahmefall nach sich zog, dass «die Graubündner ihren Gemeinden (erlaubten), sich frei für eine katholische oder eine reformierte Gemeinde zu entscheiden, ohne die Zustimmung einer externen Autorität einholen zu müssen.» Diesen «Luxus», wie ihn MacCulloch bezeichnet, können sich die Graubündner

nach seiner Darstellung nur erlauben, weil sie den «ebenso beachtlichen Luxus» geniessen «keinen Fürsten zu haben». Sonst hätte unweigerlich das Prinzip cuius regio, eius religio gegriffen, das nun in diesem Fall auf der Ebene der Gemeinden stattfand. MacCulloch verkennt nicht, dass auch diese Lösung nicht ohne häufigen Zank und Streit abging, gibt aber doch zu bedenken, dass sie «mehr als hundert Jahre lang Gültigkeit besessen» hat, «während ein paar kluge Köpfe anderswo in Europa gerade erst anfingen, das Gute an dieser Idee zu erkennen.»
Ein ähnliches Modell sieht MacCulloch in Siebenbürgen verwirklicht, dort in Hinsicht der antitrinitarischen Gemeinden, allerdings mit zeitlich begrenzter Umsetzung. Ähnlich im polnisch-litauischen Grenzgebiet, wo versucht wurde zu bekräftigen, «dass Glaubensvielfalt nicht nur akzeptiert werden, sondern wesentlicher Bestandteil des polnisch-litauischen Systems sein sollte.» Auch hier rekurriert MacCulloch wieder auf Graubünden und kommentiert bei allen drei Modellen, dass sie «kreativen politischen Wandel mit religiöser Toleranz» verbänden. Ob allerdings seine Einschätzung, dass das gleiche System bis zu den Ereignissen des 17. Jahrhunderts auch im Veltlin zum Tragen gekommen sei, von den Spezialisten auf diesem Gebiet geteilt würde, kann hier nur als Frage aufgeworfen werden.
MacCulloch, der von sich selbst sagt, er sei «weder konfessionell noch dogmatisch-christlich ausgerichtet», und er würde «kein wie auch immer geartetes religiöses Dogma» billigen, sieht die religiöse Freiheit – mehr als einfach die Toleranz – als bleibenden, wenn auch immer wieder mühsam erkämpften und nur über Jahrzehnte und in erster Linie nur lokal verwirklichten Ertrag dessen, was er als Reformation bezeichnet. Graubünden ist für ihn Modellregion, auch wenn er sich darüber im Klaren ist, dass in aller Regel die Freiheit eine gemeindliche und nicht eine individuelle war.
Sein Werk und die mannigfachen Anspielungen auf die Bündner Reformationsgeschichte könnten ein Ansporn sein, im Hinblick auf die sich auch bei uns nähernden Gedenkjahre und -tage die Ereignisse einer *relecture* zu unterwerfen. Nachdem die Heldengeschichten aus der jeweiligen Sicht der Konfessionen einer nüchternen, entmythologisierenden Darstellung gewichen sind, könnte es sein, dass den «abgelegenen und erschreckend armen Tälern» eine Bedeutung zukäme, die über das hinausginge, was wir Bündner unsern Vorfahren selbst zugeschrieben haben.

Johannes Flury